



Die Grenzen des Kinos.

Von Heinrich Schulz.

Zwei Tatsachen stehen in scharfer Gegenfährlichkeit einander gegenüber: die ungeheure Anziehungskraft des Kinos und der leidenschaftliche Protest des Kulturmenschen, den der Zufall in das erste beste Kino führt.

So kurz die Lebensgeschichte des Kinos ist, so erfolgreich war sie bisher und so glänzende Aussichten bieten sich ihr für die Zukunft. Das empfindlichste Barometer für den Erfolg in der heutigen Gesellschaftsordnung, der Kurszettel, steht für das Kino dauernd auf beständig und auf Schönewetter; riesige Kapitalien bieten sich dem Lichtspielgeschäft an. Wissenschaft und Kunst stellen eifertig ihre Dienste zur Verfügung, oft unter Vernachlässigung ihrer sonstigen Pflichten. Große Organisationen werden gegründet, um für Städte, Schulen und Volksbildungszwecke das Lichtspiel möglichst vorteilhaft auszunutzen. Und das Publikum strömt, strömt, strömt unübersehbar.

Und die Rehrseite? Du gehst als Künstlerich empfindender Mensch — wobei diese Empfindung ebenso sehr das Ergebnis enger Schaltung wie ursprünglichen Instinkts sein kann — in ein Kino, du hast an diesem und jenem deine Freude, am ehesten noch an den beiläufigen Kleinigkeiten der großen Programme, und dann kommt wieder und wieder der Abscheu mit Herrschgewalt über dich, dein ganzes Empfinden bäumt sich auf ob der Zumutungen, die die flimmernden Vorgänge auf der Leinwand an dich stellen, ob der plumpen, geschmacklosen Stoffe in aufdringlich pomphaftem Gewande, ob der psychologischen Unmöglichkeit und Kokeiten, ob der unglaublich kümperhaften dramatischen Handlungen. Du fühlst dich herabgewürdigt, doch du solchem sinn- und geistlosen Getue deine kostbare Zeit schenkst, du begreifst die Menschen nicht, die allabendlich stundenlang solche Geschmacklosigkeiten über sich ergehen lassen können. Und du fragst verzweifelt: wann wird der Reiter kommen diesem Lande!

Ich habe die beiden Gegenfährte absichtlich kraß nebeneinander gestellt, weil dadurch die äußersten Möglichkeiten und Grenzen des Kinos am besten angedeutet werden können. Ich weiß natürlich, daß es zwischen den äußersten Polen zahlreiche Uebergänge gibt. Ich weiß vor allem, daß du auch oft genug in einer Lichtspielaufführung sitzen kannst, die dir mannigfache Anregung bietet und in der das große Brauen nicht über dich kommt. Dort hat sich bereits von selber eine Art Ausgleich gebildet, der das Kino zu einem wertvollen Hilfsmittel der öffentlichen Unterhaltung und der kulturellen Gemeinamkeitsarbeit macht. Aber dieser Ausgleich ist heute in den meisten Fällen leider noch ein Spiel des Zufalls. Es muß angestrebt werden, daß er zur Selbstverständlichkeit und Regel wird.

Da Geld in der kapitalistischen Zeit alle Dinge bewegt, so ist auch an sich nichts dagegen einzuwenden, daß es in Kinounternehmungen gefteht wird und dort Geschäfte zu machen sucht. Hat das Kino Wert für die Öffentlichkeit, für die in Gemeinde und Staat organisierte Gemeinamkeit, so ist auch nichts dagegen einzuwenden, daß öffentliche Gelder für die Hebung und nutzbringende Verwendung des Kinos bereitgestellt werden. Es sollte sogar ein Bestreben der Öffentlichkeit sein, im Lichtspiel nicht erst rein privatkapitalistische Interessen überwindern zu lassen wie beim Theater, wo jetzt mühsam der Umbau vom Geschäftstheater zum Kulturtheater vollzogen werden muß. Gerade darin besteht eine Hauptgefahr des Kinos, daß es infolge seiner im Verhältnis zum Theater und zu ähnlichen Einrichtungen überaus anspruchslosen Lebensbedingungen

Von Front zu Front.

Aus großer Einsamkeit, vom Krieg geteilet, geht meiner Seele Sehnsuchtszug, wo sich die Stadt ins Blachfeld beitet.

So oft man mich zu Boden schlug, so oft hab ich mich hochgehoben und wagte neuen Sturz und Flug.

Ich bin dem Arbeitsvolf verwoben, das fremdem Werk tief untertan, die rote Fahne hochgehoben.

Vor unserm Willen bricht der Wahn, der sich vor unserm Ziel verdröhlet. Wir jagen nicht. Wir stürmen an.

O ihr, wie hat man euch gerichtet! Veracht, verächtet und verdammt: Doch keine Macht hat euch vernichtet!

Denn wer wie ihr vom Feuer stammt, das Räder treibt und Schiffe schmiedet, fröhst sich durch alle Nacht und flammt.

Demokratie hält uns umfriedet, und wenn man uns dreifach zerteilt und in der tiefsten Höhle siedet.

Wir sind unsterblich und es heilt an unserm Leib die schwerste Wunde, weil ferne Zukunft in uns weilt.

Wir sind das Land, aus dessen Grunde das Reich der Menschheit aufersteht, anwächst und wölbt in stolzer Runde.

O ihr! wie euer Atem weht, ich fühle ihn, vom Blut begraben, ich fühl, wie euer Herzschlag geht!

Noch krächzen winterliche Raben, Doch leiser Wind streift unser Haar, Daß sich die müden Sinne laben.

Der Weg! Der Weg! Das Ziel ist klar. Max Barthel (im Gefilde).

und den unglaublich günstigen Voraussetzungen, die ihm dazu das Geschäftskapital geschaffen hat, wie wildes Unkraut überall geil in die Höhe schießt und den notwendigsten und wertvollsten Kulturpflanzen den Boden verdirbt und Luft und Licht raubt.

Allabendlich sitzen Wintere wie Sommers Hunderttausende, ja Millionen von Menschen vor der Leinwand und lassen die dramatischen Vorgänge auf sich wirken. Nur ein Teil von ihnen ist kritisch und besitzt genügend innere Hemmungen, um die ästhetischen und ethischen Unmöglichkeiten, die auf sie eindringen, abzuwehren und abzuleiten. Die meisten sitzen und schauen mit Bier und Ungebuld wie sie sonst saßen und lasen — den neuesten Räuberroman oder die aufregende Detektivgeschichte! Nur ist es im Kino viel bequemer. Sie brauchen nicht zu lesen, nur von Zeit zu Zeit stört ein erläuternder Text oder der unvermeidliche Brief die Handlung, sie brauchen nur zu sehen: richtige Menschen und richtige Vorgänge. Und was für Menschen und was für

abwärts glitt, glühte dann auf wie eine ungezählte Schar schwirrender Leuchtfläfer. Stumm und bange arbeitete die Mannschaft, alle Minuten in die Höhe sehend, lauschend. Aber es war Nacht, nur im engsten Umkreise leuchteten die Fackeln und waren riesengroße, tanzende Schatten auf das weiße Schollenfeld der Lawine. Etwa 100 Meter oberhalb der Unglücksstelle hatten wir einen Posten aufgestellt, höher auf dem Berge einen zweiten. Sie hatten die Aufgabe, beim Nähen einer zweiten Lawine Warnungszeichen zu geben. Und von der Arbeitsstelle weg traten wir Steiglein zu sicherem Terrain aus. So vergingen Stunden — langsam — endlos langsam, wie keine Stunde meines Lebens. Von oben leuchteten die Fackeln der Posten, hier brandete die rote Blut der Lichter über den Arbeitenden, die eine tiefe, weite Grube ausgehoben hatten, um den Vermißten zu finden.

Warum fiel es mir plötzlich ein, zum ersten Sicherungs-posten hinaufzugehen. Warum gerade um diese Zeit? Rasst der Wille zum Leben alle Kräfte, alle Instinnte im entscheidenden Augenblick zusammen, um sie als Waffe gegen die Vernichtung zu führen. Erzeugt dieser Wille zum Leben im gegebenen Falle eine Vorahnung? Oder waltet doch eine Macht über uns, die unsere Bewegung gleich Marionetten an Fäden leitet — ins Verderben, in den sicheren Hafen? Ich habe später soviel darüber nachgedacht, mir mein eigenes Handeln, den Grund meines Entschlusses zu erklären, und bin zu keinem Ergebnis gelangt. Ich weiß heute nur das eine: Wäre ich dort geblieben, wo ich die Stunden hindurch stand, so wäre ich heute nicht mehr am Leben. So schritt ich denn hinauf, durch den tiefen Schnee watend, meine elektrische Taschenlampe an der Brust befestigt, so daß ein schmaler, zitternder Lichtkegel vor mir hinglitt. Plötzlich ein Dröhnen und Poltern hoch oben in den nachtdunklen Wänden, ein gellender Pfiff, der vom obersten Posten niederglitt; dann sah ich seine Fackel in weitem Bogen durch die Finsternis

Vorgänge! Schöne Frauen in wunderbaren Kleidern, elegante Männer, aber auch alte Hegen und schuftige Banditen, gerade so wie es die Handlung verlangt. Und die Handlung immer spannend, immer voller Ueberraschungen, toller Abwechslungen und aufregendster Einzelheiten. Immer irgendwo ein Schurke, der ein edles Menschenglück zu zerstören trachtet, immer dazu irgendwelche der modernsten technischen Hilfsmittel, stets das Auto, im übrigen das Schiff, das Pferd, das Flugzeug, das Luftschiff. Und wenn sich schließlich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

Gewiß werden auch in dieser Beziehung Fortschritte gemacht. Die wissenschaftliche und künstlerische Forderung hat sich der Kinos angenommen und untersucht, worin hauptsächlich die Wirkung des Kinos besteht, was deshalb für Kinodramen stofflich und wie es darstellerisch zu behandeln ist. Da es dem Filmkapital auf eine Handvoll Geld mehr oder weniger nicht ankommt, hat es hervorragende Schriftsteller, Dichter und Schauspieler gegen fabelhafte Honorare und Wagen in seinen Dienst gelockt, die versuchen sollen, das dem Filmstreifen Gemäße zu finden, zu bearbeiten und darzustellen. Am besten ist hierbei das Phantastische und das Humoristische geblüht, weil bei beiden die technische Besonderheit der kinematographischen Darstellung in günstiger Weise ausgenutzt werden kann. Dinge und Handlungen, die in Wirklichkeit unmöglich dargestellt werden können, weil dazu sowohl die Bühnentechnischen wie die rein menschlichen Voraussetzungen fehlen, die aber mittels der Kintotechnik in verblüffender Weise darstellbar gemacht werden können, sie kommen für das Lichtspiel in Betracht. Dagegen entzieht sich alles eigentlich Psychologische der kinematographischen Darstellung, alle Seelenvorgänge, die nur durch Worte wiedergegeben werden können und bei denen der Schauspieler durch Gesichtsausdruck und Haltung allenfalls nachhelfen, nicht aber überhaupt an die Stelle des Wortes treten kann. Weil das Kinodrama die hier vorhandenen unzweideutigen Grenzen nicht respektiert und den Zuschauer über das fehlende Wort durch großförmige Uebertreibung des Schauspielers in Mimik und Gebärde und durch eingeschobene Sätze oder Briefe hinwegzuhelfen versucht, darum strotzt es von psychologischen Unmöglichkeiten, von plumpen Intentionen auf das entwickelte, oder ursprünglich vorhandene Stillegefühl des Kulturmenschen.

Das Lichtspiel ist eine unübertreffliche, wunderbare Erfindung im Interesse der Wissenschaft und ihrer Popularisierung. Auf keine andere Weise können uns Bewegungs-vorgänge so deutlich vor Augen geführt werden wie durch das Kino, selbst nicht durch die unmittelbare Anschauung. Denn die Kintotechnik vermag die rasend schnelle Bewegung in der Natur oder Technik so zu verlangsamen, daß wir ihr zu folgen vermögen, und sie vermag umgekehrt die unendlich langsame Bewegung so zu beschleunigen, daß wir eine Vorstellung von ihr gewinnen können. Das Kino verdient deshalb für belehrende Zwecke aller Art jedwede Unterstützung. Für Schulen, Hochschulen, Vorbildungsanstalten aller Art muß es in Zukunft ein selbstverständliches Hilfsmittel sein.

Das Lichtspiel ist ferner in uneingeschränkter Weise zu unterstützen, soweit es durch seine technische Eigenart humoristische Wirkungen zu erzielen vermag. Ich habe erst vor kurzem ernste, kritische Männer Tränen lachen sehen — und ich selber habe mitgelacht —, als in einer Vorführung für einen bestimmten Zweck diese Seite des Kinos zur Darstellung gelangte. Allein schon die Beschleunigung oder Verlangsamung von ganz gewöhnlichen Straßenvorgängen oder das Abblendenlassen des Filmstreifens von rückwärts, so daß eine Handlung mit ihrem Ende beginnt und mit ihrem Anfange schließt, kann urkomisch wirken. Es gibt in dieser Beziehung unbegrenzte Möglichkeiten.

In der Lawine.

Von Dr. Gustav Renker.

Die Lawine war abgegangen! So dachten wir zumindest, als zu unserer Stellung die Nachricht kam, daß eine Viertelstunde weiter unten eine Tragtierkolonne, die von der Lawine, deren bräunende Schneewächten wir schon seit langem beobachtet hatten, überrascht worden sei. Zwei Leute hatten sich den eisigen Armen entwinden können, zwei Tragtiere und ein Mann lagen noch unter dem Schnee. Ein Mensch unter dem Schnee! Es ist ja vorgekommen, daß man Leute noch nach einigen Stunden geborgen hat. Warum sollte das heute nicht geschehen? Also hub die Mannschaft an, die Lawine planmäßig umzugraben. Es war schon spät abends, als man begann. Das letzte Tageslicht lag klein unter trübem Himmel auf den Bergen; nun begann es auch von neuem zu schneien und der Wind stieß in langen, heulenden Atemzügen durch die Wände. Die Nacht kam, eine Nacht, wie ich sie unheimlicher und bestemmender noch nie erlebt habe. Es war in uns allen das Gefühl, als ob wir unter einem Dache arbeiteten, dessen morische Säulen in der nächsten Minute auf uns niederbrechen würden. Ein dunkles, rätselhaftes Etwas umklammerte uns von allen Seiten, schien mit eisernen gepanzerten Wänden immer näher zusammenzurücken, um uns endlich einzupressen, zu zerquetschen. Zweimal war ich zur Spitze hinaufgelaufen und hatte ins Tal an die Kommandostelle telephoniert, hatte gebeten, die Nachgrabungen einstellen zu dürfen, da eine zweite Lawine drohe. Unten hatte man ja keine Kenntnis von der wahren Lage. Aber „Weitergraben!“ hieß der Befehl.

Glutrot in kleinem Kreise, weiterhin verdämmern, beleuchteten die Fackeln diese Szene. Sie und da fuhr der Wind in die knisternde Lohse und sprühte sie aufwerfend zur Höhe. Und der Schnee, der in großen, blumigen Flöden

jaufen und verlöschten. Im nächsten Augenblick ein Pfiff des zweiten Postens; auch seine Fackel erlosch, ein Windstoß von surstbarer Gewalt hob hernieder, im Nu verschwanden mir alle Lichter der Arbeitenden, und nun — Was nun kam, währte mir eine Ewigkeit und kann doch nur gewesen sein, vielleicht eine Minute. Der erste Windstoß hatte mich in den Schnee geworfen. Sofort richtete ich mich wieder auf und wartete, wählte, schwamm unter den Fieber des nahen Todes durch den hohen, weichen Schnee einem Lauchensstrauch zu, der gerade im Lichtkegel meiner Laterne stand. Es ging nicht; ich habe in diesem Wettlauf mit der heranbrausenden Lawine den Kürzeren gezogen. So packte ich mit der Linken ein Restchen eines Arumholzstrauches, mit der Rechten hielt ich instinktiv den Pikel hoch, so hoch als möglich, damit man vielleicht an der heranstarcenden Pikelhaue später merke, daß da drunten etwas stecke, das doch auch so gerne im goldenen Vergleht geatmet hat.

Nun koste und heulte es um mich, der Schein meiner Lampe fiel in ein wirbelndes Chaos von Weiß, nur Weiß. Mir war, als ob ich in einer tiefsten Trommel säße, die sich in unerhört schneller Bewegung um mich, mit mir drehte. Und nun wart mit der Tod noch ein Seil um die Brust und zog zu, fest, immer fester — die Luft blieb aus! Das war das Zurchtbarste, dieser Augenblick, da ich merkte, daß der Atem verlagte, daß mir die Brust wie von einem eisernen Schraubstock, langsam, aber sicher zugedrückt wurde. Da merkte ich es gar nicht, daß der Schneestrom um mich schwoll und wuchs, daß er die Hüften, die Brust erreichte, an mir zerrte und rüttelte, aber eben durch seine eigene Masse mich immer fester und sicherer eingrab. Ich hatte keine Luft! Einen Augenblick ließ ich mein Restchen los und riß mit Jaae und Gemid auf, bis, schnappte nach Luft mit verzagenden Kräften — das Ende, das Ende!

Und plötzlich war alles vorbei. Wie die letzten Akkorde dieses graufigen Spiels waren, weiß ich heute nicht mehr.

Dagegen müssen der Entwicklung der Kinoszenen die größten Beachtungen angelegt werden, wenn nicht aus Profingier einerseits und kritischer Sensationsgier andererseits böse Rückwirkungen auf die innere Verfassung der breiten Volksmassen entstehen sollen. Das wertvollste Heilmittel, eigentlich zugleich das natürlichste und einfachste, wäre das kritische Urteil des Volkes selbst. Vorläufig fehlt es daran leider noch. Es ist die Aufgabe der zukünftigen volkserzieherischen Bemühungen, insbesondere der aufstrebenden Tätigkeit unserer Bildungs- und Jugendausschüsse, hier mit fester Hand den helfenden Hebel anzusetzen.

Berlin im Dreißigjährigen Kriege.

Von John Schilowski.

L.
Vor kurzem konnte die Welt ein eigenartiges „Jubiläum“ feiern: die 300. Wiederkehr des Jahrestages, an dem der Dreißigjährige Krieg begann. Man verkennt nicht die Gelegenheit, solche Denktage zum mindesten in ausführlichen Zeitungsartikeln zu beschreiben; diesmal aber verzichtete man darauf, und zwar aus demselben Grunde, aus dem man im Laufe des Leben nicht gerne vom Strid spricht: zwischen der historischen Vergangenheit und der sehr aktuellen Gegenwart drängen sich gar zu viele peinliche Vergleichspunkte auf. Ein Stein, der aus anscheinend geringfügiger äußerer Ursache ins Rollen gekommen war, hatte sich damals wie jetzt zur Wanne ausgewachsen, deren stetig zunehmende Dimensionen niemand zu überschätzen vermochte und deren Weg und Ziel unberechenbar war. Nicht nur kämpfende Heere zogen und schlugen in diesen Kriegen, sondern die Bevölkerung fast der ganzen zivilisierten Welt ist in sie, direkt oder indirekt, verflochten. Der leibliche und geistige Niedergang des größten Teils der Kulturmenschen und der Verfall ihrer wirklich heiligen Güter stehen als bedrohendes Schreckgespenst am Horizont der nächsten Zukunft. Ein Menschenalter dauerte das damalige Weltelend, von dem gegenwärtigen großen Leid sind bis jetzt vier Jahre überhanden — wir wollen hoffen, daß die Analogie sich nicht in allen Beziehungen als furchtbar erwährt.

Und denselben Wunsch schiden wir den Betrachtungen voraus, die den heutigen Berlinern ein Bild geben sollen von den Schicksalen, die ihre Heimatstadt während des Dreißigjährigen Krieges durchzumachen hatte, von den Sorgen, Mühen und Leiden, die unsere Väter damals erduldeten.

Das Berlin vor 300 Jahren noch keine Weltstadt war, ist jedem bekannt. Von der armeneligen Dürftigkeit der damaligen kurfürstlichen Residenz aber machen sich nur wenige eine richtige Vorstellung. 12.000 Einwohner zählte die Stadt, die sich aus den selbständigen Kommunen Kölln und Berlin zusammensetzte, und die Grenzen waren so eng gezogen, daß die heutigen Linden, die Nationalgalerie, der Alexanderplatz, die Kaiserhöfe und der Spittelmarkt schon vor den Toren gelegen hätten. Zwar umgaben Mauern, Wälle und Gräben den mittelalterlichen Straßenzug, aber in den Gräben ruderten Schlingenslangen, die Wälle zerfielen, die Mauern bröckelten ab und in den Türmen nisteten die Eulen. Das Innere der Stadt war zum allergrößten Teil noch ungepflastert. Die Fischbrunnen auf den Straßen, die Ställe vor den Häusern hätten dem Ganges ein fast dörftliches Gepräge gegeben, wenn nicht die schmalen Gebädefronten und die engen Gassen daran erinnerten hätten, daß man sich in einer „besetzten“ Stadt befand, wo jeder Quadratfuß Bodenfläche ausgenutzt werden mußte. Die Reinlichkeit in den Straßen und auf den Plätzen ließ sich ziemlich alles zu wünschen übrig. Reichtum und Dünghaufen machten sich allenthalben ungeniert breit, und ein Schmutzhaufen mitten auf dem Neuen Markt erstreckte sich sogar einer gewissen Popularität als Aussichtspunkt: er war nämlich so hoch, daß man von ihm die Häuser Berlins übersehen konnte.

Das erste Jahrzehnt des Krieges zog vorüber, ohne daß die Berliner allzuviel von dem spürten, was ringsum in Deutschland sich zutrug. Der Krämer, der Handwerker, der Kürschner konnten an dem damals noch wirklich grünen Sitande der Spree ihren Geschäften nachgehen, ohne durch die Weltereignisse wesentlich geirrt zu werden. Nur hier und da ward ein flüchtiger Wetterfchein des draußigen tobenden Gemitters wahrgenommen. So im Frühjahr 1620, als englische Truppen, die der König Jakob seinem Schwiegersohn, dem Winterkönig von Böhmen, zur Hilfe sandte, vor Berlin anlangten. Die Berliner Bürgerwehr fürchtete einen Angriff auf die Stadt, bewaffnete sich, bereitete sich und vertrieb einen derartigen Höllenkäuf, daß die Engländer, die auf den „Sollnischen Weinbergen“ (dem heutigen Kreuzberg) Lagerien, voller Angst ihre Zelte abzogen und über Tempelhof weitermarchierten. Sie kamen gerade noch zur Zeit in Böhmen an, um Zeugnis der Niederlage des Winterkönigs zu sein, der in der Schlacht auf dem Weißen Berge bei Prag seine Krone verlor.

Das selbe Jahr 1620 brachte dann den Berlinern den Besuch des Winterkönigs selbst, der auf der Flucht in Begleitung seiner Gattin, zahlreicher halber Personen und eines Gefolges von mehr als 500 Kössen im Schloße zu Kölln eintraf, um die Gastfreundschaft seines abwesenden Schwogers, des brandenburgischen Kurfürsten, in Anspruch zu nehmen. Der Besuch war sowohl für die Berliner Regierung wie für die Berliner Einwohnerschaft höchst peinlich. Die erstere fürchtete allerhand diplomatische Ver-

widlungen, und die letztere sollte für die Teilhahme der Gäste Sorge tragen, was keine Kleinigkeit war. Denn aus Küstrin, wo sie sich vorher aufgehalten hatten, war bereits gemeldet worden, daß die fremden Herrschaften wie ein Heuschreckenschwarm gehaucht hätten. Ueberdies waren die stamm lutherischen Berliner den reformierten Pfälzern und Engländern aus konfessionellen Gründen feindlich gesinnt. So fanden denn allabendlich drohende Zusammenrottungen der Bürger vor dem Schloße statt, und der Winterkönig hielt es für geraten, schon nach wenigen Tagen das ungeliebte Berlin zu verlassen.

Im übrigen merkte man noch nicht viel vom Kriege, sondern ging ungeführt seinen Geschäften nach und suchte sich in den Ruhestunden auf die übliche Art zu zerstreuen und zu amüsieren. Namentlich zu Schaustellungen aller Art strömten die lebenslustigen Berliner zusammen, was dem gekrönten Landesvater Georg Wilhelm zu wiederholten Malen Mißgefallen anlang. So erwähnte er im Jahre 1623 die Nähe von Kölln und Berlin, den Schulmeistern das Komödientenspiel und sonstiges „Ganzel und Affenspiel“ zu verbieten, und er ließ von den Kuzeln befürchten, „daß sich keiner auf der Gasse mit musikalischen Instrumenten hören lassen solle, am wenigsten fremde Gausler nachgehen, die mit Trommeln und Trompeten herumlaufen“. Aber die Moralpredigten fruchteten um so weniger, als der Landesvater selber der Stadt das schlechteste Beispiel gab. Denn am Berliner Hofe wurde, wie zeitgenössische Berichte melden, gewohnheitsmäßig „mehr als abfällig“ gegeselt, bei Festen glaubte man sich in das Land „der Schlawaffen“ verlegt, und gelegentlich einer Prinzessinentaufe mußten, um dem Dusch der Gäste zu genügen, nicht weniger als 4000 Tonnen Bier gebraut werden!

Inzwischen aber rückte das Unheil näher. Schon hausten in der Mark die Dänen und die Kurfürsten, und Wallenstein zeigte sich persönlich in Berlin. Es war am 2. Juni 1628, als der gefürchtete kaiserliche Generalissimus mit glänzendem Gefolge durch die Dreieckstraße nach dem Schloße fuhr, um der Kurfürstin, deren Gatte in Königshagen weilte, seinen Besuch zu machen. Er kam aus Frankfurt a. O. und reiste schon am nächsten Morgen über Angermünde zu seiner bei Straßburg versammelten Armee weiter. Die Visite war kurz und höflich, und die Schwester des Kurfürsten konnte diesem noch Preußen schreiben: „Der Herzog von Friedland ist gewiß ein feiner Herr, nicht so, wie ihn eiliche Leute gemacht haben. Er hat uns allen große Güte erwiesen. Er ist noch bei mir gewesen, wie er den Morgen ist hinweggezogen. Allzeit hab' ich Ursache, ihn vor meinen besten Freund zu halten, denn er hat es mir bewiesen.“ Die Berliner freilich hatten Ursache, über diesen besten Freund des Hofes weniger schmeichehaft zu urteilen. Denn obgleich Wallenstein aufs strengste befohlen hatte, jede äußere Gewalttat zu vermeiden, so wurden die Bewohner der Mark doch gezwungen, für den gesamten Unterhalt seiner Truppen zu sorgen, die in Brandenburg lagen. Jeder Soldat aber hatte täglich zu verlangen: 2 Pfund Brot, 2 Pfund Fleisch, 2 Maß Bier; jeder Korporal das Doppelte, jeder Kurier das Dreifache. Um die Wohnung für ein Infanterieregiment zu bestreiten, das in der Umgegend von Berlin lag, mußten die Städte Berlin und Kölln allein monatlich nicht weniger als 10.550 Taler aufbringen, eine für die damalige Zeit sehr beträchtliche Summe.

Dieses war aber erst ein milder Vorgeschmack von dem, was kommen sollte. Mit dem 24. Juni 1630, als Gustav Adolf auf der Insel Usedom landete, begann für Deutschland jene Zeit der Leiden, die bis heute unter dem Namen „Schwedengezeit“ in der Erinnerung des Volkes fortlebt. Gustav Adolf war ein Schwager des brandenburgischen Kurfürsten, und so übte er selbstverständlich das Bedürfnis, dem lieben Verwandten alsbald einen Besuch abzustatten. Die Reise ging von Pommern über Mecklenburg durch die Mark und hinüber nach Ostpreußen. Der Kurfürst selber antrieb sich über das Ansitzen der Schweden dränglicher: „Es ist gar nicht zu sagen, was an allerhand Verdrängnissen, Kengeschungen, Blüthen, Lauben, Beschähen, Krägeln, Verwunden und Niederdrücken, Aufschlagen der Kisten und Herausnehmen aller Vorrats, Verwüstung der Häuser, Schändung der Weibspersonen auch an heiligen Orten und anderen greulichen Ansehungen geschehen ist.“ Am Palmsonntag des Jahres 1631 rückte Gustav Adolf in Frankfurt a. O. ein, wo der „Besitzer des heiligen Evangelii“ seinen Truppen eine dreifachstündige Predigt hielt, die von den schwedischen Glaubensstreitern so gründlich besorgt wurde, daß der König selbst schließlich mit gezogenem Degen den Grenzstatten Einhalt gebieten mußte. Einen Monat später begrüßten sich die beiden Schwäger im Treptower Gehölz vor Berlin. Hier fand das berühmte Zwischgespräch zwischen Gustav Adolf und dem Kurfürsten statt. Der große Schwede suchte von dem Nemen Brandenburger allerhand politische Zugehörnisse zu erpressen, der letztere aber sich aber einen Tag Bedenkzeit aus, und am 3. Mai nachmittags ritt Gustav Adolf mit dem Kurfürsten in Berlin ein. Die Schweden legten sofort eine Wache in den Schloßhof, rüsteten mit schwerer Artillerie nach und schossen so kräftig Salut, daß nicht nur die Leute und die Häuser bebuden, sondern auch eine Anzahl Dächer eingeschlagen wurde. Der Erfolg war, daß man schon am nächsten Tage alle Forderungen bewilligte; der Schwede durfte die Festung Spandau besetzen und sollte mit seiner Armee freien Durchzug durch Küstrin haben. Mit dem üblichen Bruderflusse trennten sich die Monarchen, und die Berliner hatten Ruhe, ihre zerstörten Häuser anzusehen.

Aber nur einen Monat währete die Ruhe. Am 9. Juni standen die Schweden wieder vor Berlin. Gustav Adolf war genötigt, den Schauplatz seiner Taten nach Mitteldeutschland zu verlegen, und

er durfte einen so ungeliebten Freund wie den brandenburgischen Schwager nicht in seinem Rücken lassen. Daher galt es jetzt, den Abschlag eines festen Bündnisses dem Kurfürsten zu erpressen. Am 11. Juni fand eine zweite Zusammenkunft in einem „Sommerhause“, wahrscheinlich auf dem Kreuzberg, statt, und nach langen Debatten, an denen sich außer den beiden Staatschefs auch die Damen des Berliner Hofes mit Weinen und Beschlagen beteiligt haben sollen, wurde alsbald bewilligt: Brandenburg verpflichtete sich, dem schwedischen Freunde monatliche Hilfs-gelder in Höhe von 20.000 Talern zu zahlen.

Nach einmal ist dann Gustav Adolf in der Nähe Berlins erschienen, allerdings nur als Leiche, die auf dem Transport nach Schweden in einem silbernen Sarge in Spandau eintraf und hier vom 10. bis 15. Dezember 1632 in der Nikolaisirche zur Schau gestellt wurde. Die Wachen lauteten, die Schulkinder stimmten Trauerchoräle an und die Geistlichen predigten: „Mogel, ihr Berge Hüde! Die Edelsten sind auf eurer Höhe erschlagen!“ Die Berliner aber pilgerten nach Spandau, um den silbernen Sarg zu sehen.

Eine Glanzleistung deutscher Technik.

Eine Mälenmaschine, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat, eine Glanzleistung deutscher Technik, geht in diesen Tagen ihrer Vervollendung entgegen. Es handelt sich um eine Dampfmaschine im allgemeinen, die bei der allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft im Bau sind, die die ungeliebte Leistung von 10.000 Kilowattstunden leisten, das sind rund 75.000 Pferdekkräfte. In der Elektrotechnik wird über diese Maschine, von der übrigens noch mehrere Maschinen im Bau sind, näheres berichtet. Die Maschine macht trotz ihrer ungeheuren Größe noch immer 1000 Umdrehungen minutlich, also fast 17 in jeder Sekunde. Das Gewicht der Dampfmaschine allein beträgt 250 Tonnen, wovon der bewegliche Teil, der Rotor allein nicht weniger als 49 Tonnen ausmacht. Die Dampfmaschine hingegen wiegt nur 225 Tonnen, der bewegliche Teil, der Anker, wie man ihn bei kleineren Maschinen gewöhnlich nennt, wiegt davon aber 108 Tonnen. Das Gesamtgewicht der fertigen Maschine beträgt also 475 Tonnen, sie würde erst auf 48 Eisenbahnwagenten untergebracht sein, wenn man sie befördern will, also einen ganz erheblichen Zug für sich allein in Anspruch nehmen. Die Dampfmaschine liefert Drehstrom von der außerordentlich hohen Spannung von 7000 Volt.

Bei solchen Turbinenmaschinen ist es außerordentlich wichtig, sicher zu sein, daß sie keinen Schaden erleiden, wenn aus irgend einem Grunde einmal die Turbinen eine zu hohe Drehzahl annehmen würde, wenn sie durchgeht wie man sagt. Bei einer gewöhnlichen Maschine ist das nicht so ängstlich, weil die mögliche höchste Drehzahl der Antriebsmaschine immer noch weit unter dem liegt, was man der Dynamo zumuten kann. Anders bei einer Turbinenmaschine, da geht man immer schon bis dicht an die Höchstgrenze der Beanspruchung durch Zentrifugalkraft; wenn noch etwas dazukommt, etwa durch Durchgehen der Maschine, dann kann leicht der Bruch eintreten, der bei der ungeheuren Geschwindigkeit gleich zu einer Explosion wird. Deshalb muß jede Turbinenmaschine mit einer Übernormalprobe unterzogen werden, wobei man sie mit einer übernormal hohen Umdrehungszahl laufen läßt. Im vorliegenden Falle wurde die Maschine mit der anderthalbfachen normalen Drehzahl geprüft, also mit 1500 Umdrehungen in der Minute. Die Vorbereitung und Anschaffungen die dazu erforderlich waren, waren ungemein groß.

Der äußere Anblick der Maschine ist recht eindruckend und zeigt ein feines Verständnis der Erbauer für gute Durchbildung der Bauformen. Die für die Maschine charakteristische umlaufende Bewegung ist gut hervorgehoben, indem die runde Form kräftig zum Ausdruck gebracht worden ist. Ebenso aber wurden an allen Stellen, die nur tragen sollen, wie den Lagern, dem Turbinengehäuse und dem Gehäuse der Dynamo die feinsten Linien hervorgehoben, so daß ein Eindruck vollkommener Harmonie erzielt worden ist. Freilich war eine große Anzahl von Modellanschaffungen erforderlich, ehe die heutige Form erzielt war, aber das Undergebnis ist dafür auch um so besser. Auch in dieser Beziehung kann die deutsche Technik stolz auf das vollbrachte Werk sein. Die Maschine soll mit einer anderen gleicher Größe zusammen in einem Abweicht-Beständlichen Elektrizitätswerk auf den Braunfeldefeldern des Vorpommers bei Kölln aufgestellt werden.

Paul Gräners „Theophano“.

Uraufführung im Münchener Hoftheater.

Paul Gräner, der erfolgreiche Komponist von „Don Juan's letztes Abenteuer“, kommt in „Theophano“ byzantinisch maskiert. Das Antike, entlehnt von den kampffähigen Eitosen der Salomone Welt, gut orientiert bei Sardou, Kida und Garbilly, hat Gräner in dieser erotischen Münchener ein großgeartetes, aber dankbares und fürs Publikum theatralisch sehr wirksames Werk geliefert. Eigentlich hätte d'Albert Theophano vertonen sollen. Gräner ist fast zu kultiviert für die knalligen Kontraste und Effekte dieser drei Bilder. Es ist der gleiche Grundgedanke wie in „Kaiser und Kollider“, Rute und Purpur, Klette und Sinnenbrunst, Klosterfriesen und Strandung im mordgierigen, wolkigen römischen Nymphen, Länger und Heuler, das gibt genug Stoff für eine markante Impressionen. Die alle Triumphe auf Farbe und Malerei legt, aber die Zeilung, die Linie ebenso verklärern läßt wie den plastisch-melodischen Ausdruck, die die Harmonik mit arellen Linien Affordolgen als wesentlichen Ränder seelischen Gedächtnis betrachtet und mit raffinierter Kunst alle Möglichkeiten von Klangfarben und Klangwirkungen aus dem modernsten Orchester zieht. Aber man muß es Gräner lassen: er verleugnet nie seine gute Erziehung, seine aus den besten Vorbildern gefomte und gefäulliche musikalische Kultur. Verta Morana gab die Prinzessin Theophano, die um Liebe girt und bittet wie die Prinzessin Salome. Die Reue hatte sehr starken Weißfall.

Notizen.

— Für fünfzig Pfennige. Da mühen sich die Volkshäuser und der Theaterkulturverband, dem Volke kulturelle Theatergenüsse zu verschaffen. Ein Schläumeier nimmt das Stichwort von der Organisation der Theaterkonkurrenzen auf und gründet einen neuen Verein — der Theaterbesucher. Jeder darf darin für 3 M. Jahresbeitrag Mitglied werden und seine Wünsche äußern. Vorträge, eine besondere Zeitschrift, billige Vorstellungen und sonstiger Vereinsbetrieb werden in Aussicht gestellt. Bis dahin ist es überflüssige Vereinsplänelerei, aber nun kommt das Neue: den Vorständen bestehender Vereine werden 50 Pf. für jedes von ihnen für den Theaterverein gewonnene Mitglied zugesichert. So wird das Angenehme mit dem Unlügen vereint. Wer möchte nicht 3 M. opfern und wer nicht pro Nase 50 Pf. verdienen, wenn sich so billig Kultur machen läßt.

— Im Theater der Friedrichstadt kam am Freitag halbes „Jugend“ neuinstudiert zur Aufführung. Das ewig neue hohe Lied der jungen Liebe fand auch an dieser Stelle den lebhaften Beifall des Publikums. Sehr verdient um die recht gelungene Aufführung machte sich Paul Conradi. Sein Harter Hoppe war ein durchaus lebenswahrer, sympathischer Landpfarrer, dem nichts Menschliches fremd ist. Die leicht zu Liebertreibungen verleitende Rolle des biddstunigen Amanus wurde von Eric Conradi sehr gut durchgeführt. Aber auch die übrigen Darsteller, Carla Korwegg (Nanzen), Ernst Lasowski (Ganz) und Gustav Heppner (Naplay Gregor) verdienen lobend erwähnt zu werden.

— Vorträge. In der Treptower Sternwarte spricht Donnerstag und Freitag 8 Uhr Oberpostinspektorenamt Witte über seine Erlebnisse auf S. M. S. Wolf. Dienstag 7 Uhr Dir. Archenhold über „Weltanschauung und Himmelkunde“.

Ich weiß nur, daß der Druck auf der Brust nachließ, daß ich wieder frei atmen konnte. Meine Laterne, das einzige Licht in dem körperlich schweren Dunkel, leuchtete trüb in Räucherkerzen wie beladene Schneefahnen und links von mir rauschte und wogte es wie ein ruhig hingleitender Strom. Ich aber stand noch da, die Linke um den Akt gekrampt, die Rechte nach wie vor mit höhergehobenem Pfeil aufgestreckt, — eine Erschütterung war in mir, aus der ich nicht losreißen konnte. Erst als unten Rufe laut wurden, wieder Fackeln aufklammern, zog ich mich an der Laterne in die Höhe und wählte mich durch den hohen, knolligen Schnee herab. Weiß und schweigend, als wäre sie nie mit Brillen und Tosen vom Grat herabgeschogen, lag die Lavine da; nur der Schneeflodentanz glitt ruhig in den neu erwachten Fackellicht über die summe Schneedecke hin. Zwei Männer brachten eben einen getragen, den sie aus dem Schnee geborgen hatten. Blutiger Schaum stand ihm am Munde und er atmete dumpf und brüllend wie ein waidwundes Tier. Doch er lebte, wir lebten, dank einem Wunder, das uns noch heute unbegreiflich ist. Aber nicht alle! So mancher, der noch vor etlichen Minuten dort unten gestanden war und geschauelt hatte, war unten geblieben. Dreiundzwanzig Opfer hielt die weiße, riesige Löwin mit ihren furchtbaren Klauen umklammert, eingescharrt in ein großes, gemeinsames Grab, über das der Himmel leise und unhörbar ein weißes Leinentuch breitere. Ein wirres Fegen und Rufen lief durch unsere kleine Schar, die wir uns im Schutze eines Felsens im Naderschneie der Fackeln zusammengesunden hatten. Der Feldwebel, ein Bild der Ruhe und willensstarken Pflichtenfüllung, ging auf und ab, hählte seine Leute und forchte in die Finsternis hinaus, ob nicht ein klagernder Hilferuf von irgendwo durch die Sturmnacht käme. Doch alles blieb ruhig, kein Menschenlaut im weiten Rand. Und doch hat etliche Schritte von uns einer im Schnee, hörte uns, sah unsere Lichter und konnte nicht rufen. Erst am nächsten Morgen hat man ihn gefunden, noch lebend und unverfehrt. Aber die Nacht, diese Nacht, im Lavinaschnee begraben, stets in Erwartung einer zweiten Lavine, umfj furchtbar gewesen sein.

Der Frühling war schon lange ins Land gezogen und von den Wänden schleierten die Sturzflie herab. Da haben wir unsere toten Kameraden ausgegraben, denn früher war das ob neuerer Lavinengänge zu gefährlich. Systematisch zogen wir Gräben und Furchen durch das weite Lavinensfeld und suchten. Da ragte denn hier ein Fuß, da eine wasserzerreffene Hand, da wieder ein wachsbleiches Gesicht hervor und bald lag ein Haufen von Menschenleibern in einer Waldniße. Hier fanden wir, die waren in einen Knäuel verkrampft, verschlungen; man sah nur seine und Arme und die dunkle Masse der Körper. Ein anderer hatte eine vom Schnee ausgewaschene Photographie in der Tasche. Da sah man ihn darauf in stämmiger Bauerntracht und sein junges Frauchen mit einem Rinde am Arm. Und in verschwommenen Bleistiftzügen stand darauf: „Liebe Frau! Mir geht es gut, was ich auch von Dir hoffe. Ich glaube nicht, daß ich mehr lange im Weltkrieg sein werde, und ich freue mich schon, wenn Ruhe sein wird.“ Ja, die Ruhe hat er nun, der arme Teufel, aber anders als er dachte, da er kurz vor jener Nacht die Karte schrieb.

Das ist die Natur unserer Berge: furchtbar und erbarmungslos in ihrer Gewalt. Und ihr Sterben, ihr Morden ist nicht der Soldatentod, der sich für den großen Gedanken des Vaterlandes dem Feinde opfert, sondern es ist die Grausamkeit des wehrlosen und jähren Endes, die dem Tode die Größe und Weihe nimmt. Wie es bei uns war, so war es an anderen Stellen der Front; in noch ärgerem Maße aber bei den Italienern, deren Kampfgebiet viel mehr zur Lavinenbildung neigt als unseres. Ein unerbittliches, starrs Geschick, für das niemand die Verantwortung tragen kann, und dessen Werden unberechenbar ist, wie jede Gefahr der Natur.

In der Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins“, die trotz des Krieges auch für 1917 — wenn auch mit einiger Verzögerung — erschienen ist, veröffentlicht Dr. Gustav Reuter äußerst anschauliche Tagobuchblätter vom Alpenkriegs-Schauplatz. Der besonders charakteristische Abschnitt „In der Lavine“ ist daraus